

Joyce Lussu

WEITE WEGE IN DIE FREIHEIT

Erinnerungen an die Resistenza

Herausgegeben und aus dem Italienischen
übersetzt von Christa Kofler

mandelbaum *verlag*

mandelbaum.at • mandelbaum.de

ISBN 978-3-85476-951-4

© mandelbaum verlag, wien • berlin 2021
alle Rechte vorbehalten

Lektorat: ELVIRA M. GROSS

Satz: KEVIN MITREGA

Umschlag: MICHAEL BAICULESCU

Umschlagbild: Joyce Lussu in Mont-de-Lans, 1938 © GIOVANNI LUSSU

Druck: PRIMERATE, Budapest

Inhalt

Editorische Notiz	7
Weite Wege in die Freiheit	11
Glossar	236
CHRISTA KOFLER: Joyce Lussu – Stationen einer bewegten Biografie	251
Anmerkungen	278
Literatur- und Quellenverzeichnis	283

Editorische Notiz

Joyce Lussus Erinnerungen zählen zu den frühesten biografisch-literarischen Zeugnissen der italienischen *Resistenza*. Gleichwohl kann dieses unter dem Originaltitel *Fronti e frontiere* vorgelegte Werk als das – auch in Italien – am wenigsten bekannte Dokument eines rastlosen und leidenschaftlichen Engagements gegen Faschismus und Nationalsozialismus angesehen werden.

Das Buch erschien bereits im Dezember 1945 in den *Edizioni U*, einem von Dino Gentili gegründeten und finanzierten Verlag, der Positionen und Weltanschauliches aus dem Umfeld des *Partito d'Azione* publizierte.* Das 245 Seiten umfassende *Fronti e frontiere* positionierte man in der Reihe *Collana della Liberazione* und versah es mit der für den Verlag charakteristischen, nüchtern eleganten Umschlaggestaltung nach französischem Vorbild. Es wurde in der Tipografia Editrice A. e Flli Cattaneo in Bergamo gedruckt und zu einem Preis von 250 Lire vertrieben.

Zwölf nicht nummerierte Kapitel markieren unter den titelgebenden Frauennamen längere und kürzere, jeweils zeitlich abgeschlossene Episoden aus dem Leben von Joyce und Emilio Lussu in den vier Jahren zwischen dem Einmarsch deutscher Truppen in Paris 1940 und dem Juni 1944, der Befreiung Roms von nationalsozialistischer Herrschaft. Lussus Text kann keinem literarischen Genre eindeutig zugeordnet werden. Er präsentiert sich als Biografie, als Dokumentation des antifaschistischen Widerstands, als politisches Traktat und bisweilen sogar als Abenteuerroman. Er präsentiert sich aber auch, und dies ist singulär für seine Entstehungszeit, als Hommage an die Kraft und die Stärke der Frauen, die

* Das *U* mochte für *uomo* – Mensch stehen, sollte jedoch geheimnisumwoben bleiben und Interpretationen zwischen *underground* und *idea umanista* zulassen. Zu Dino Gentili vgl. http://www.treccani.it/enciclopedia/dino-gentili_%28Dizionario-Biografico%29 (11. 8. 2020).

sowohl in ihrem widerständigen politischen Handeln als auch in der scheinbar unpolitischen Bewältigung des Alltags auf ein neues Verständnis ihrer Rolle in der Gesellschaft zusteuern. In der ihr eigenen bildhaften Sprache verleiht Joyce Lussu den Frauenfiguren aus den unterschiedlichsten Milieus Kontur und spricht ihnen einen historischen Status zu, der ihnen bislang verwehrt wurde.

Mehrere Gründe lassen sich dafür ausmachen, dass *Fronti e frontiere* in der Fassung von 1945 in Vergessenheit geraten konnte: Zum einen war dem Verlag *Edizioni U* kein langes Leben beschieden. Bereits im Jahr 1948 wurde das Unternehmen liquidiert und es erschienen keinerlei Neuauflagen der Titel des umfangreichen und anspruchsvollen Katalogs. Viele Jahre später, im Jahr 1967, führte zudem die Entscheidung der Autorin, eine mit radikalen Kürzungen und der Revision mehrerer Passagen versehene »didaktisch-pädagogische« Neuauflage vorzulegen, dazu, dass sie selbst das Original quasi für obsolet erklärte.**

Hinzu kam, dass der historische Rahmen, in den Joyce Lussus Werk eingebettet war, zu keiner Zeit den herkömmlichen Kriterien einer »Literatur der *Resistenza*« entsprach, in deren Fokus auch heute noch fast ausschließlich der bewaffnete Partisanenkampf in Norditalien ab dem September 1943 steht.

Einzigartig in der politisch-biografischen Memorialistik des italienischen Widerstandes ist die Tatsache, dass Emilio Lussu im Jahr 1956 unter dem Titel *Diplomazia clandestina (14 giugno 1940–25 luglio 1943) (Diplomatie im Untergrund)* im Verlag La Nuova Italia über nahezu dieselbe Zeitspanne, in der *Fronti e frontiere* angelegt ist, einen Rechenschaftsbericht veröffentlichte, der in einigen Passagen atmosphärische Anleihen bei Joyce Lussu nahm.

1991 ließ Joyce Lussu ihr Werk in der Version von 1967 zusammen mit *Diplomazia clandestina* unter dem Titel *Alba rossa*

** Eine Gegenüberstellung beider Texte, eine Untersuchung möglicher Motivationen Joyce Lussus und die Interpretation der vorgenommenen »Umschreibungen« findet sich bei Consuelo Tersol: *Joyce Lussu's Fronti e Frontiere: re-writing between literature and political activism*. MPhil(R) Thesis. Glasgow, 2013, <http://theses.gla.ac.uk/5090/7/2013TersolMPhil.pdf> (12. 12. 2020).

(*Rote Morgendämmerung*) im Verlag Transeuropa in Ancona erscheinen.

Für die Erlaubnis, die Urfassung von *Fronti e frontiere* übersetzen zu dürfen, für die großzügige Überlassung des familieneigenen Bildmaterials und für seine stets bereitwillige Unterstützung des Projektes soll an dieser Stelle Giovanni Lussu, dem Sohn von Joyce und Emilio Lussu, ein großer und herzlicher Dank ausgesprochen werden. Dank gebührt auch Dr. Milena Pantaloni von der Biblioteca Civica »Gino Pieri« in Porto San Giorgio, die eine Kopie der Erstausgabe zur Verfügung stellte.

Christa Kofler, August 2020

Diese Aufzeichnungen habe ich aus purer Freude an der Erinnerung verfasst. Da es rein persönliche Erfahrungen sind, bin ich mir gar nicht sicher, ob dieses Vergnügen auch von anderen geteilt werden kann.

Manch einer wird sich fragen, warum die Kapitel Namen von Frauen tragen, die dann in den jeweiligen Erzählungen gar keine zentrale Rolle mehr spielen. Tatsächlich war es meine ursprüngliche Absicht, genau diese weiblichen Figuren in den Mittelpunkt zu stellen. Wie man weiß, sind in der italienischen Literatur Frauen als eigenständige menschliche Wesen sehr rar gesät, denn meist werden sie auf ihre gefühlsbedingten und amourösen Verstrickungen reduziert. Schlussendlich hat aber der Erzählfluss mein anfängliches Vorhaben zunichtegemacht.

Dennoch lasse ich ihre Namen, die mir so am Herzen liegen, zu Beginn jedes Kapitels stehen, nicht als Titel, sondern als Widmung. Und das Buch, wie es nun vorliegt, widme ich meiner Mutter, die im Alter von fünfundsechzig Jahren faschistische Kerkerhaft und Verbannung in stiller Größe ertrug.

Joyce Salvadori Lussu

Madame Noëlie

Paris war in jenen Junitagen des Jahres 1940 fast gänzlich verwaist. Ein dichter, gelblicher, ekelerregender Dunstschleier lag schwer über den stillen Straßen und den leeren Häusern. Vielleicht war es künstlicher Nebel, vielleicht der Rauch der brennenden Treibstoffdepots. Nun, da unsere Schritte einsam über das Pflaster klangen, erschien der Place du Panthéon noch weitläufiger und Respekt einflößender. Auch die alten Palais und imposanten Monumente gewannen im Dunst dieser tragischen Vorahnung an Größe, verlassen und erhaben ragten sie auf, wie einst die römischen Senatoren auf dem Kapitol, die, reglos auf ihren kurulischen Sesseln verharrend, die Ankunft der barbarischen Invasoren erwartet hatten.

Auch hier standen mittlerweile die Barbaren vor den Toren. Und Paris verteidigte sich nicht, Paris erklärte sich zur offenen Stadt. Wir, die wir immer gehofft hatten, dass Paris sich nicht ergeben würde, dass es dem Beispiel Madrids und Warschaws folgen würde, dass das Volk, vom Heer im Stich gelassen, Haus um Haus verteidigen würde, wir mussten nun vor den Tatsachen kapitulieren. In Kürze würden die Deutschen in Paris einmarschieren, ohne eine Patrone zu vergeuden, mit Fanfaren vorneweg, im Triumphzug und Paradeschritt. Die totale Katastrophe war Wirklichkeit geworden.

Es blieb uns keine andere Wahl, als fortzugehen, wie alle anderen auch. Und da es seit mehreren Tagen weder Züge noch sonstige Transportmittel mehr gab, machten Lussu und ich uns zu Fuß auf den Weg, so wie wir waren. Wir ließen auch unsere liebgewonnene Wohnung, deren Fenster im Grün der Platanen so schön geschimmert hatten, einfach im Stich. Doch wen kümmerte es schon angesichts der apokalyptischen Atmosphäre, die an das Jahr 1000 gemahnte.

In der Dämmerung marschierten wir durch die verlassenem Straßenzüge und wälzten unsere düsteren Gedanken: Die Nieder-

lage Frankreichs sahen wir als Niederlage einer ganzen Zivilisation; England, von allen alleingelassen, würde sich nicht halten können; der Triumph des Faschismus führte möglicherweise in ein neues Mittelalter. All dies bedeutete den Zusammenbruch unserer Welt, unserer gesamten Existenz.

Auf dem stillen Asphalt irrten Rassehunde und edle Katzen umher, die von ihren Herrchen auf der Flucht zurückgelassen worden waren. Sie schienen verloren und unfähig, sich dem Überlebenskampf zu stellen. Mit mitleiderregenden Blicken, einschmeichelndem Gewinsel und doch stolzem Gehabe näherten sie sich uns, als würden sie um Hilfe bitten. Einige folgten uns ein Stück weit, im Vertrauen auf die Allmacht und immanente Güte und Gerechtigkeit ihrer Götter. Doch ihre Götter, wie alle Götter, hatten anderes im Sinn.

In Richtung Porte d'Orléans belebten sich dann die Straßen. Entlang der Umfahungsstraßen wogte ein gigantischer Flüchtlingsstrom aus dem Norden und dem Osten. Bald schon sah man Motorräder und LKWs voller Frontheimkehrer mit aufgepflanzten Bajonetten und zerrissenen und staubigen Uniformen. Rasch wurden sie von der nach Neuigkeiten gierenden Menge umringt.

»Sie haben uns verraten«, riefen die Soldaten mit zusammengebissenen Zähnen und Augen voll blinder Verzweiflung. Über ihre schmutzstarrenden Gesichter rann der Schweiß. »Verraten und verkauft. Die Offiziere haben mit den Deutschen gemeinsame Sache gemacht. Anstatt uns die Waffen auszugeben, haben sie sie versteckt. Und dann sind sie alle davongerannt und haben uns im Durcheinander zurückgelassen, ohne Nachrichten und Verbindungen.«

Laut hupend kam eine Luxuskarosse durch die Menge herangefahren. Ein paar Soldaten sprangen vom LKW, umringten sie, rissen die Türen auf und zerrten gewaltsam einen dicklichen Oberst heraus, der ein Monokel in die Augenhöhle gekniffen hatte.

»Wo willst du hin, du Verräterschwein?«, schrien die Soldaten, ohrfeigten und schüttelten ihn. »Wo ist dein Regiment? Du dachtest wohl, du könntest dich vom Acker machen? Du kommst jetzt mit an die Front, dann darfst auch du auf die Deutschen schießen!«

Zwei weitere Offiziere, die aus dem Automobil ausgestiegen waren, versuchten sich davonzustehlen. Doch die Soldaten ergriffen auch sie. »Ihr wollt den Waffenstillstand, ihr Kanaillen? Ihr wollt Frankreich an Hitler verkaufen? Wir werden euch schon beibringen, dass man Frankreich nicht verkauft! An die vorderste Front mit euch, an die vorderste Front!«

Und sie hieften die drei übel zugerichteten Gefangenen auf den Lastwagen.

Inzwischen war es Nacht geworden und es begann leicht zu regnen. Der gewaltige Menschenstrom bewegte sich auf Orléans zu, füllte die breite Hauptstraße von einem Straßenrand zum anderen.

Aus dem dicht gedrängten nächtlichen Fluss der Menge, die zu Fuß unterwegs war, ragten einige Automobile mit Matratzen und Koffern auf dem Dach und einzelne mit Hausrat, Kindern und alten Leuten hoch aufgepackte Pferdefuhrwerke hervor. Sie fuhren im Schrittempo, wie in einem Trauerkondukt. Die Marschierenden schoben Leiterwagen, Kinderwagen und Schubkarren voll mit unterschiedlichsten Gerätschaften vor sich her; die einen hatten einen Wanderrucksack geschultert, andere sich den Koffer oder Seesack auf den Rücken geschnallt, wieder andere trugen prallgefüllte Einkaufsnetze und Taschen. All diese Schatten, deren Gesichter man in der Dunkelheit nicht ausmachen konnte, waren von den Strapazen gezeichnet. Es war eine finstere, mutlose Menge, ohne Mitgefühl und ohne Hoffnung.

Jeder Familienverband trabte isoliert vor sich hin, stumm und ohne sich um andere zu kümmern. Man hielt einander an der Hand, denn verlor man sich auch nur einen Moment lang aus den Augen, wurde man vom Strom fortgerissen und fand einander nie mehr wieder. So hörte man denn auch ab und an ein zartes oder durchdringendes Stimmchen, manchmal Gebrüll, manchmal Gewimmer – »Mama, Mama!« –, das von einem der tausenden auf diesem ungeheuren Exodus verloren gegangenen Kinder stammte.

Es handelte sich hierbei nicht um die Evakuierung einer einzelnen Stadt oder eines Landstrichs. Wir erlebten vielmehr die Massenflucht ganzer Völkerschaften, die von den zivilen und militärischen Autoritäten ihrem Schicksal überlassen worden waren. Alle waren verwirrt von den widersprüchlichen Nachrichten, die

die Fünfte Kolonne in Umlauf gebracht hatte. Jeder hatte nur einen klaren und präzise formulierten Willen: den anrückenden Deutschen zu entkommen. Und die Deutschen von damals waren nicht die Deutschen von heute, die man schlussendlich unter hohem Blutzoll an sämtlichen Fronten besiegen konnte. Es waren die Deutschen, die bislang nur überwältigende diplomatische Triumphe und fantastische militärische Siege gefeiert hatten, die, wo immer sie angriffen, den Durchbruch schafften und unschlagbar und unbesiegt unter dem Nimbus extremer Grausamkeit mit ihren repressiven Methoden ganz Europa unterwarfen.

Von Belgien bis Holland, vom Elsass bis nach Luxemburg, von der Picardie bis zur Île de France hatten Massen von Arbeitern und Bauern ihre Häuser, Felder und Fabriken verlassen, um sich nicht dem Schrecken der Naziinvasion zu ergeben. Ohne festes Ziel und ohne zu wissen, was hinter ihnen geschah, strömten sie in Richtung Süden. Keine Behörde und keine verantwortliche Organisation (zugegeben, es existierte inzwischen auch nichts mehr dergleichen) erteilte Ratschläge oder gab Direktiven aus. Alle waren müde und hungrig. Die Dörfer und Landstriche, durch die sie kamen, hatten schon lange nichts mehr zu bieten, als hätten hier über Wochen Heuschreckenschwärme gewütet. Wer keinen Proviant mitgenommen hatte, blieb hungrig. Und die Wirte und Händler, die selbst nichts mehr besaßen, verkauften nur mehr Wasser.

Hin und wieder trafen wir auf kleinere Kolonnen mit Militärlastern und Panzerwagen, auf versprengte Artillerieverbände, die am Straßenrand standen und unmöglich gegen diesen dichten, marschierenden Strom ankamen, der auch beim besten Willen nicht weichen und einen Durchgang freimachen konnte. Die Soldaten wetterten aber nicht gegen die Unseligen, die ihnen den Weg versperrten, sondern gegen den Generalstab, die Regierung und alle übrigen Amtsträger.

»Verkauft haben sie uns! Verkauft!«, schrien sie. »Sie haben uns an Händen und Füßen gefesselt an die Deutschen verkauft! Man hätte die Feinde im Inneren abschlachten sollen, um uns gegen den Feind von außen verteidigen zu können!«

In Étampes war das Bahnhofsgebäude in ein Lazarett um-

funktioniert worden. Es gab viele Verletzte; Männer, Frauen und Kinder, die von zwei oder drei Rotkreuzschwestern versorgt wurden. Nicht weit von uns entfernt hatten die Deutschen von Flugzeugen aus die Flüchtlingskolonne unter Beschuss genommen.

Nachdem wir uns von der Hauptstraße in Richtung eines Bahnüberganges entfernt hatten, sahen wir gegen Abend (wir marschierten nun schon seit vierundzwanzig Stunden inmitten dieser erbarmungswürdigen Menge) einen mit Alteisen und Hölzern vollbeladenen Güterzug auf den Gleisen stehen, auf dem sich bereits Trauben verzweifelter Flüchtlinge zusammendrängten.

»Wo kommt ihr her?«

»Aus Paris. Vor vier Tagen sind wir abgefahren.«

»Und wohin fährt dieser Zug?«

»Nach Orléans, so hoffen wir jedenfalls.«

Auch wir stiegen zu und hockten uns zwischen die verrosteten und regennassen Eisenteile. Unter lautem Schlagen der Puffer, unter Rauchwolken und Pfiffen der Lokomotive setzte sich der Zug in Bewegung und fuhr einige hundert Meter vorwärts. Dann blieb er wieder stehen. Die ganze Nacht über legte er nur wenige Kilometer zurück.

Gegen Morgen sahen wir, wie sich auf dem Parallelgleis in unserer Richtung ein Personenzug vorantastete, ganz langsam, als fürchtete er, jeden Moment auf zerstörte Schienenstränge zu stoßen. Wir sprangen von unserem Schrotthaufen ab und klammerten uns an den anderen.

Er war voll mit Pariser Arbeitern, die ihn eigenmächtig in Besitz genommen und am Abend zuvor in Betrieb gesetzt hatten. Der letzte Zug aus Paris, aus dem schon von den Deutschen besetzten Paris.

In den Gesichtern der Passagiere lag große Verzweiflung. Sie waren bis zum letzten Augenblick in der Stadt geblieben und bereit gewesen, zu den Waffen zu greifen und einen Straßen- und Häuserkampf aufzunehmen. Doch die allgemeine Verwirrung hatte auch den geringsten Versuch, eine Verteidigung zu organisieren, vereitelt.

»Ach, Frankreich! Frankreich!«, voll Gram wiederholte ein alter und ziemlich stämmiger Arbeiter aus den Renault-Werken